

arbeitern Verhaltensmaßregeln gibt. Ein lebendiger, in der Liebe sich auswirkender Glaube (Gal 5, 6) ist die Aufgabe der „in Christus“ lebenden Menschen. In Christus ist die Scheidewand zwischen den Völkern gefallen (Eph 2, 14), das Ziel der Mission ist die Einheit der Gläubigen und der Gemeinden in Christus, in den sich alle natürlichen Unterschiede und Gegensätze zu höherer Einheit auflösen (Gal 3, 28; Kol 3, 11), bis dann bei der Parusie das volle Leben „mit Christus“ bei Gott als ewiger Gnadenlohn winkt.

Wie Paulus aus der christlichen Caritas heraus von seinen Christen inneres und aktives Interesse an der apostolischen Arbeit verlangt, so kann auch sonst im NT Missionssinn verherrlicht werden. Der kleine 3 Jo (v. 5—8) lobt die uneigennützig Missionare und fügt hinzu, daß wir „die Pflicht haben, uns solcher anzunehmen, damit wir Mitarbeiter werden für die Wahrheit“. Das geschriebene Gotteswort ist geradezu ein Jungbrunnen für alles missionarische Wirken. Jede Zeit hat die Pflicht, daraus zu schöpfen, und dafür zu sorgen, daß die Quelle für sie nicht versiegt.

Südafrikas Rassenprobleme

Von Sc. Barbatus, Afrika-Missionar

Eine Wunde am Volkskörper, die trotz aller Heilversuche sich nicht schließen will, ist in der südafrikanischen Union das Rassenproblem. Hier stoßen nicht nur wie in andern Kolonien zwei Rassen aufeinander, wobei die bodenständige beraubt und unterjocht wurde, hier stehen nicht weniger als fünf verschiedene Rassen in einem „kalten“ Kriege um Lebensraum und Lebensrechte, um Freiheit und Bürgerrecht. Nehmen wir alle Neger des Landes als eine Rassengruppe, so ergibt sich folgende Gliederung:

- die europäische oder weiße Rasse,
- die schwarze oder Negerrasse,
- die Mischlinge oder Farbigen,
- die Malaier und Chinesen,
- die Indier.

Die Europäer oder Weißen am Kap kann man zwar nicht als eine Nation, wohl aber als einheitliche Rasse ansprechen. Um das Jahr 1800 waren im Kapland 493 Familien deutscher Abstammung, 473 waren aus Holland gekommen, 92 stammten von französischen

Hugenotten und 75 aus verschiedenen Ländern. Nach der englischen Besetzung kamen englische und irische Familien ins Land, die eine Art Oberschicht bildeten. Während Holländer, Deutsche und Franzosen am Kap sich zu einem Volk zusammenschmolzen, das unter dem Namen Buren bekannt ist, blieb die englisch-irische Gruppe für sich, und bildet den großen Block, an dem die Buren immer wieder stolpern, wenn man nicht lieber von zwei feindlichen Lagern reden möchte. In dem Buche „There are no South Africans“ heißt es: Daß Amerika Amerikaner hervorbringt, China Chinesen, Lappland Lappländer, ist nicht auffallend, auffallend ist nur Südafrika, wo es keine Südafrikaner gibt. Die Anhänger von Smuts sind Jingos, Smuts selbst Erzjingos; die Anhänger Malans sind Malaniten oder Natten; alles kann man in Südafrika finden, nur keine Südafrikaner.

Das Rassenproblem Südafrikas begann mit der Siedlung am Kap und wurde, dank der jeweiligen kurzsichtigen und selbstsüchtigen Politik der Kompagnie und der späteren Regierung, von Generation zu Generation schwieriger. „Die Lage in Südafrika ist nicht einfach ein Gegensatz zwischen Recht und Unrecht; es ist ein Kampf zwischen zwei Rechtsansprüchen, deren Ausgleich eine Aufgabe von ungeheurer Schwierigkeit ist. Interessenkampf beherrscht das ganze Land. Auf der einen Seite steht der Kolonist mit dem Bestreben, seine Ansprüche an das Land auf alle Fälle zu sichern, ein Bestreben, das man mit den Worten umschreiben könnte: der weiße Mann ist entschlossen, alles zu tun, um zu bleiben und zu herrschen. Dieses Streben ist in Südafrika von solcher Heftigkeit, daß keinerlei ethische Erwägungen wie Menschenrechte und ähnliche als Hindernis geduldet werden“¹. Die schwarze Rasse hat sich nach vielen blutigen Kämpfen äußerlich gefügt, aber nach einem Wort des Basutokönigs Moshesh so, wie der Hund sich fügt, hinter seinem Herrn herzulaufen, wenn er am Strick ist.

Unter diesen Verhältnissen ist ein Ausgleich a priori unmöglich; im Gegenteil, die Kluft zwischen den verschiedenen Rassen hat sich von Generation zu Generation erweitert und verschlingt viel unschätzbare Arbeitskraft und guten Willen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Südafrika in der Weltöffentlichkeit wie ein Angeklagter dasteht, daß es in Lake Success nicht nur Tränen, sondern auch einen Sturm der Entrüstung auslöste und daß Südafrikas Vertreter alle Mühe hatte, die vereinten Nationen an das

¹ White and Black in Africa by J. H. Oldenham, Longmans & Green, London, S. 20.

Sprichwort zu erinnern: Vee eers voor jou eie deur! Kehre zuerst vor deiner eigenen Tür!

I. Die Portugiesen fanden auf ihren Entdeckungsfahrten am Kap der guten Hoffnung nur Buschmänner und Khoi-Khoi, die bekannten Pygmäen und Hottentotten; am Ostufer stießen sie auf Bantustämme, ohne indessen in Südafrika irgendwelche Kolonialtätigkeit zu entfalten. Als die Holländer 1652 ihre Erfrischungsstation, ihr Halbweghaus am Kap errichteten, fanden sie noch die gleichen Verhältnisse. Die Kompagnie legte Wert darauf, daß die Siedler friedliche Beziehungen zu Eingeborenen pflegten; Versklavung derselben wurde abgelehnt. Die Siedler aber waren nie besonders für Fleiß und Arbeitsamkeit begeistert, ein Mangel, der unter der heißen Sonne und auf dem harten Boden nicht besser wurde. Schon in den ersten Jahren der Kolonie kam die Klage nach Rotterdam zum Rat der „Siebzehn“, daß die Kolonisten nicht arbeiten, sondern nur Arbeitsleiter und Aufseher spielen wollten. In den Augen der Kolonisten waren „die Kaffern“ für die Arbeit da. Als daher der Rat in Kapstadt anfragte, ob man Arbeiter aus Europa schicken oder Sklaven anwerben solle, lautete die Antwort fast einstimmig für Negersklaven. Da aber weder die Buschmänner noch die nomadisierenden Hottentotten zur Arbeit geeignet waren, mußten Sklaven eingeführt werden. Schon im Jahre 1658, also kaum 6 Jahre nach Gründung der Siedlung, wurden 170 Negersklaven eingeführt, die auf hoher See von einem portugiesischen Schiff gekapert worden waren. Bald darauf wurden 228 Negersklaven in Guinea gekauft, von denen 128 in Kapstadt blieben, der Rest wurde nach Batavia weiterbefördert. Bald gab es am Kap der guten Hoffnung mehr Sklaven als Herren; im Jahre 1670 bestand die Kolonie aus 150 Europäern und 300 Negersklaven². „Die Einführung dieser Sklaven war nicht nur ein grober, politischer Fehler, sondern auch eine moralische Verirrung. Die Kolonisten wurden anmaßend, selbstbewußt und träge, so daß sie Arbeit jeglicher Art verachteten“³. Immer mehr Negersklaven wurden eingeführt, auch von Madagaskar und den östlichen Inseln. Behandlung und Verpflegung derselben ließ sehr viel zu wünschen übrig. Als Nahrung bekamen sie in der Hauptsache Robbenfleisch; für kleine Unregelmäßigkeiten gab es körperliche Strafen, die oft an Grausamkeit grenzten. Viele dieser unglücklichen Menschen entflohen nach dem Innern und hofften bei den Hottentotten Aufnahme zu finden. Diese aber lieferten die Flüchtlinge meistens wieder ab, weil sie fremde Neger haßten und eine gute Belohnung bekamen. Die Hottentotten gingen jedoch dem gleichen Schicksal entgegen. Als die Burenkommandos losgingen und die Hottentotten als Gefangene zurückbrachten, wurden sie von der Kompagnie an die Burghers (Kolonisten) verteilt, wer gerade Sklaven brauchen konnte. So sind die Hottentotten im Lauf der Zeit fast gänzlich in einer Mischrasse aufgegangen; nur die Buschleute entgingen diesem Schicksal, da sie sich immer weiter in die Kalahari zurückzogen.

Je weiter sich die Kolonie ins Innere ausdehnte, desto größer wurde der Bedarf an Sklaven; dazu waren die fernen holländischen Besitzungen sehr geeignet. „Zwei Jahre nach seiner Landung am Kap holte van Riebeeck Sträflinge aus dem Osten“⁴. Es han-

² Vgl. Compendium of South African History and Geology by G. McCall Theal, Lovedale 1877.

³ McCall Theal, S. 75.

⁴ The South Africans by S. G. Millin, London 1929, S. 258.

delte sich meistens um Verbrecher, politisch unruhige Elemente und mohammedanische Scheichs, die sich nicht unter die Fremdherrschaft beugten. Die Sklaven von den Malaiischen Inseln waren meistens Mohammedaner, so daß heute noch malaiisch und mohammedanisch am Kap identisch ist. Ihre Zahl dürfte heute ca. 40 bis 50 000 Köpfe betragen; sie hängen treu an den Sitten und Übungen der alten Heimat. Das berüchtigte Amoklaufen ist jedoch unter den geordneten, polizeilichen Verhältnissen fast ausgestorben.

Eine weitere landfremde Rasse bilden die Indier, echte und getreue Kinder der „Allmutter Indien“, die Südafrika zu ihrer Wahlheimat gemacht haben, überhaupt keine andere mehr haben.

Das fruchtbare Natal mit seinem herrlichen Klima, das an der Küste entlang fast tropisch genannt werden könnte, schien nach der englischen Besetzung im 19. Jahrhundert alle Gewähr zur Pflege indischer Gewürze zu bieten. Die Erwartungen standen hoch; England hoffte, sich vom Weltmarkt unabhängig machen zu können. Aber wieder erhob sich hier das Arbeitsproblem. Die kriegerischen Zulus, deren Kraft damals noch nicht gebrochen war, fühlten sich noch zu unabhängig, um bei den Weißen dauernde Arbeit zu tun; zudem waren sie auch keine besonders geeigneten Pflanzungsarbeiter. Da griff man auf Indien zurück, das willige und billige Arbeitskräfte in Überfluß besaß. 1860 kam das erste Schiff mit indischen Arbeitern in Durban an; 1861 waren bereits 1 700 Indier in Natal, 1891 über 35 000. Jetzt wurde die indische Einwanderung gesperrt. Diese Indier hatten freie Fahrt, mußten aber 4 Jahre lang auf einer Pflanzung arbeiten bei einem Monatslohn von 10—15 Schilling. Nach Ablauf dieser Frist waren sie frei, auf Kosten der Farmer wieder nach Indien zurückzukehren oder sich im Lande niederzulassen. Den Indiern gefiel es aber in Südafrika, besonders in Natal, so gut, daß sie die Heimkehr vergaßen und im Lande blieben. Bei ihrer Kinderfreudigkeit ist diese kleine Gruppe ständig angewachsen, so daß man bei der Zählung 1936 bereits 219 928 Indier feststellte; 1946 waren es 282 539, von denen die große Masse in Natal lebt.

Aus dem Zusammenleben verschiedener Rassen in Südafrika ergab sich bald ein neues Volk, das nicht aus den Plänen der göttlichen Vorsehung kam, sondern von meist zweifelhaften Menschen ins Dasein gerufen wurde: die Mischlinge, gewöhnlich Coloureds oder Farbige genannt. Einer dieser Farbigen schrieb über die Erklärung des Namens: „Die Nachkommenschaft unserer holländischen Vorfäter war weder weiß noch schwarz. Da beschlossen die Standesbeamten, unterstützt durch die Hautfarbe, sie einfach „gekleurden menschen“, farbige Menschen zu nennen. Das bildete fortan die Grundlage für den Unterschied in Stand und Haltung“⁵. Meistens handelte es sich bei diesen Mischungen um einen weißen Vater und eine schwarze Mutter, in illegalen, schmutzigen Verbindungen. „Unter dem bunten Völkergemisch, das einem am

⁵ The Cape Standard 18. 1. 44.

Kap begegnet, finden sich die Halbschwarzen. Und ist man auf der Suche nach dem Typus des Kapländers von heute, so findet man ihn in dieser Halbblutrass, entstanden aus der Mischung von Europäern mit Hottentotten, Bantu, auch mit Indiern und Maleien. eine von Menschen ins Dasein gerufene volks-rasse-heimat-lose Rasse, Mischlinge oder Farbige genannt“⁶. In der Südafrikanischen Union wurden 1946 905 050 Mischlinge gezählt, von denen 89 Prozent oder rund 800 000 in der Kapprovinz leben⁷. Wegen dieser vielen Rassen ergeben sich interessante Bilder in den Städten, die fast immer mehr Nicht-Europäer als Europäer zählen.

Einige Beispiele:

	Europäer	Indier	Mischlinge	Neger
Johannesburg	324 304	16 166	27 294	360 179
Kapstadt	214 972	7 959	197 484	34 408
Durban	124 972	113 440	10 206	108 866

II. Welche Versuche wurden bisher gemacht, um die Spannungen zwischen den verschiedenen Rassen auszugleichen? Es hat wahrhaftig nicht an Theorien und Versuchen, an Fortschritten und Fehlritten gefehlt. In seinen Oxford-Vorlesungen 1930 sagte der ehemalige Prime-Minister und General Smuts: „In der Vergangenheit versuchten wir zwei Wege in der Behandlung des (schwarzen) Afrikaners; beide waren falsch. Zuerst schauten wir auf ihn als auf einen wesentlich minderwertigen Menschen, der zu weiter nichts taugte als zum Sklaven. Dann schlugen wir ins Gegenteil um; der Neger wurde Mensch und Bruder. Man glaubte, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aus einem schlechten Afrikaner einen guten Europäer machen würden . . . Auch dieser Weg mußte wieder verlassen werden“⁸. Im Suchen nach einer Lösung ist man heute auf „apartheid“ gekommen, ein Wort, das an jedem Bier-tisch, besonders auf den Farmen, von Mund zu Mund geht; ein Lied, das auf allen Drehorgeln der Gasse gespielt wird; eine Verheißung, die mit prophetischen Gesten und Betonungen der weißen Rasse gemacht wird, ohne daß diese Rassenpropheten wüßten, welche Form apartheid einmal annehmen soll. Betrachten wir nun einige der Haupttheorien, die versucht wurden, obwohl sie teilweise unmöglich sind und schon mit Mißerfolg ausprobiert wurden.

⁶ Missionsjahrbuch der Schweiz, 1938, S. 131.

⁷ The South and East African Year Book and Guide, 1948.

⁸ White and Black in Africa by J. H. Oldenham, S. 34.

1. Die erste, am wenigsten laute Theorie trägt den Titel: Separation oder territoriale Trennung von Weiß und Schwarz. Südafrika ist nach dieser Theorie selbstverständlich ein Land des weißen Mannes, auf das der Schwarze kein Recht mehr hat. Er soll aber auf einem eigenen, getrennten Gebiete angesiedelt werden, wo er sich nach altem Brauch und Gesetz entwickeln könne. Professor A. C. Cilliers an der Universität Kapstadt-Stellenbosch sprach von der Schaffung eines eigenen, großen Bantuheims, in dem alle Neger Lebensraum finden sollen.

Theoretisch wäre eine solche Lösung wohl denkbar nach dem biblischen: „Willst du zur Linken, gehe ich zur Rechten; willst du aber zur Rechten, dann gehe ich zur Linken“ (Gen 13, 9). Trotz der Vorliebe der Buren für das alte Testament haben sie aber die Großzügigkeit des Patriarchen nicht aufgebracht; die Verteilung des Landes ist ungerecht ausgefallen. Man stelle sich einmal vor, die weiße Bevölkerung Südafrikas zählt ein wenig über zwei Millionen, von denen aber die größere Hälfte in den Städten wohnt und als Grundbesitzer kaum in Frage kommt. Diese vielleicht 700 000—800 000 Köpfe zählende Minorität hat 87 Prozent von Grund und Boden als Eigentum in Händen, während rund neun Millionen Neger und Farbige nur 13 Prozent des Landes besitzen. Dabei braucht man nicht einmal zu betonen, daß man nicht gerade das beste Land den Negern überlassen hat.

Diese Landgebiete, die den Negern verblieben sind, nennt man *Reservate*. Hier haben die Weißen keinen Zutritt, nur einige Beamte, Missionare und Kaufleute muß der jeweilige Häuptling zulassen. Die ganz natürliche Folge dieser Verteilung ist eine heillose Übervölkerung der Reservate und eine ebenso unnatürliche Überstockung mit Vieh. Ein Blick in diese Reservate ist trostlos. Da stehen Viehherden, ganze Scharen von Ziegen und Schafen auf Weideplätzen, die eher einem Sportplatz als einer Weide gleichen. Und wie dieses Vieh aussieht! Mich erinnert es immer an die 7 Hungerjahre Ägyptens. Unter diesen Verhältnissen kann das Reservat die Familien nicht ernähren, die darin wohnen, noch viel weniger kann der Familienvater Kopfsteuer und Hüttentaxe herauswirtschaften. Jeder Mann vom 18. Lebensjahr an bis zum 60. hat jährlich ein Pfund Sterling Kopfsteuer zu entrichten, und wenn er ein Haus im Reservat hat, muß er auch noch 10 Schilling Hüttentaxe entrichten. Auf diese Weise werden jährlich etwa 2 Millionen direkte Steuern aus dem wirklich armen Volke herausgequetscht. Daher müssen Tausende von Männern bei den Weißen Arbeit und Verdienst suchen, denn wer nicht bezahlt, wandert in Arrest. Vom Basutoland beispielsweise mit einer Bevölkerung von 560 000 Seelen müssen ständig 60—70 000 Männer auswärts Arbeit suchen, um ihre Familien zu ernähren und die Steuern aufzubringen. Frau und Kinder müssen dann daheim das winzige Besitztum verwalten. Die moralischen Folgen solcher Zustände lassen sich leicht ausmalen.

So begrüßenswert eine solche Separation vom missionarischen Standpunkt aus auch wäre, so unmöglich ist sie faktisch. Der Landhunger und

der Bedarf an schwarzen Arbeitern auf Seiten der Europäer war ganz unstillbar, und ist heute größer denn je.

Die schwarzen Menschen haben sich wohl ergeben, aber nicht ausgesöhnt. Wenn ein Neger auch noch so weit von jeglicher Kultur entfernt wohnt und auch nicht sagen kann, was er durch das Dasein der Europäer verloren hat, wird er doch aus vollster Überzeugung sagen: „Wir sind unterdrückt“, und er wird auf eine Änderung und Besserung hoffen. Man weiß das auch auf weißer Seite, und die oft wiederholte Frage: „Wem soll einmal Südafrika gehören?“, erzeugt Alpdrücken oder die bekannte „Colour Phobia“, die Angst vor den Farbigen, deren Zahl erdrückend und deren Lebenswillen erstaunlich ist. Zwar ist vorerst keine Begründung vorhanden, daß eine gewaltsame Umstellung erfolgen könnte und daß der schwarze Mann sein Schicksal in die eigene Hand nehmen könnte, aber Bemerkungen und Aussprüche, wie vor kurzem (22. 5. 49) der Indier Sirdar Singh, Präsident der Indierliga in Amerika, in New York gemacht hat, haben auf die Südafrikaner wirklich keine Wirkung wie Schlafpulver. Sirdar Singh sagte nämlich stark übertrieben: „Das weiße Volk, das in Südafrika herrscht, weiß ganz genau, daß seine Tage gezählt sind. Es weiß auch, daß bis in etwa zehn Jahren die Neger des Landes ihre Freiheit von der weißen Herrschaft verlangen werden“⁹. Und Revolten wie in Durban im Januar 1949 zeigen, welche Gewalt und welches Ungestüm hinter den schwarzen Massen steht. Die Opfer von zwei Tagen beliefen sich auf 85 Tote, 558 Verwundete, Hunderte von Leichtverwundeten nicht gezählt.

2. Eine andere Lösungstheorie steht für Rassenmischung ein. Der Staat soll diese Frage ganz sich selbst überlassen und sich nicht darum kümmern, ob ein Bürger lange oder krollige Haare, weiße oder schwarze Hautfarbe habe.

Vom allgemein christlichen Standpunkt aus ist Rassenmischung weder gut noch schlecht. Es gibt kein Gesetz oder Gebot Gottes, das ganz allgemein rassengemischte Heiraten verbietet. Wenn von kalvinischer Seite aus immer wieder behauptet wird, daß Rassenmischung gegen Gottesgebot verstoße, und daß die Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott eine Gotteslästerung sei, so sieht man die sektenhafte Überspannung solcher Behauptungen auf den ersten Blick. Man fühlt auch das Bestreben heraus, die Praxis der Buren vor dem Gewissen und der Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Man könnte im Gegenteil den Grundsatz

⁹ „Diamond Fields Advertiser“, 25. 5. 49.

vertreten, daß Rassenmischung zu empfehlen sei, wenn dadurch Friede, Eintracht, zeitliches und ewiges Wohl einer Gemeinschaft am besten gefördert würden. „Tatsächlich haben sich menschliche Wesen überall vermischt, wo immer und wann immer sie infolge von Kriegen und Eroberungen zusammenstießen. Und keine Gruppe hat in den letzten Jahrhunderten ihr Blut mit allen Völkern der bewohnbaren Erde mehr vermischt als die weiße Rasse“ (Prof. Hörnl in *Western Civilisation*). Daß man sich in Südafrika früher der Rassenschranken wenig bewußt war, zeigen die Hunderttausende von Mischlingen und auch die Tatsache, daß sogar protestantische Missionare schwarze Frauen heirateten.

Sind solche Ehen auch nicht erwünscht, so sind sie doch nicht grundsätzlich verboten. Innenminister Donges stellte am 17. Mai 1949 im Parlament zu Kapstadt fest, daß in den letzten zwanzig Jahren 1825 rassengemischte Ehen im Gebiet der Union stattgefunden haben, und daß deshalb die Gesetzesschraube stark angezogen werden müsse.

Um Rassenmischungen zu rechtfertigen, wäre zu allererst erforderlich, daß die beiden Partner kulturell und moralisch nicht gar zu weit verschieden sind, denn sonst ist ein gedeihliches, friedliches Zusammenleben unmöglich, und für das Wohl und die Erziehung der Kinder ist nicht hinreichend gesorgt. Man braucht nun keine große Beredsamkeit aufzuwenden, um zu zeigen, daß der Europäer und die Negerin so himmelweit verschieden sind, daß eine Familie nicht entstehen kann, oder wenigstens nur in Ausnahmefällen. Wie schon angedeutet, handelt es sich aber meistens nicht um Familienverbindung, sondern um illegale, schamlose Verhältnisse. „In den ersten Zeiten gab es Kolonisten, die einen offiziellen Haushalt mit weißen Frauen und einen unoffiziellen mit Hottentottenmädchen unterhielten. Sie gebrauchten ihre Sklavinnen wie Abraham die Hagar, nicht wie Salomon die Sulamitin. Und diese Verbindungen waren ganz ohne Poesie; kein Hottentottenmädchen schmückte sich für seinen Herrn mit der Lockung: schwarz bin ich, aber schön. Wenn diese Abrahame ihre Hagars satt waren, dann jagten sie dieselben mitsamt ihren Ismaels einfach in die Wüste“¹⁰. Auch heute noch gilt von Rassenmischungen zum Teil das Wort: „Bummler, Faulenzer, Trunkenbolde, sittenlose und verkommene Menschen haben die farbigen Wesen ins Dasein gerufen“¹¹.

Ferner müßten in einem Lande, wo mehrere Rassen zusammenwohnen, rassengemischte Ehen wenigstens von der Mehrheit der Bevölkerung anerkannt werden, denn sonst kommt das Mischlingskind in eine unbeschreibliche Lage. Es wird verstoßen von seinem eigenen Geburtsland, von seinen eigenen Landsleuten; es ist von Geburt an heimatlos und trägt das Mal seiner Abstammung sein Leben lang. Es muß unschuldig die Sünden seiner Eltern tragen.

Daß in Südafrika Rassenmischung abgelehnt wird, ist bekannt; mit Recht sagt daher „Sunday Express“¹²: „Vielleicht in keinem an-

¹⁰ S. G. Millin, S. 195.

¹¹ Millin, S. 209.

¹² Johannesburg, 29. 5. 49.

dern Land der Welt ist die öffentliche Meinung so gegen Rassensmischung wie hier. Ein Europäer, ob Mann oder Frau, der die Rassengrenzen überschreitet, begeht gesellschaftlichen Selbstmord, er wird vollständig boykottiert, und das ohne irgend ein zwingendes Gesetz.“ Weniger ist vielleicht bekannt, daß die Eingeborenen konsequenter und energischer in dieser Frage sind als die Europäer. Tatsächlich ist es ja auch so, daß die Neger die Last solcher Verbindungen allein tragen müssen, da der weiße Vater sein Mischlingskind in den Kraal der schwarzen Mutter verstößt und sich weiter nicht mehr darum kümmert; höchstens bezahlt er der Mutter eine gewisse Summe Schweigegeld, um nach außen hin seine Bürgerehre zu schützen.

Der Häuptlingssohn und voraussichtliche Thronerbe der Bamangwato, eines Betschuanenstammes im Protektorat Betschuanenland, Seretse Khama, hatte einige Zeit in England studiert und kam 1948 mit einer weißen Frau, Ruth Williams, zurück. Das war für das Volk der Bamangwato mehr als es ertragen konnte. Eine Protestversammlung wurde nach der andern gehalten. Dabei machte dem jungen Mann der Nachbarhäuptling Bathoen von Kanye den Vorwurf: „Niemand wirft Feuer zwischen das Volk, das er liebt. Wenn Du aber eine weiße Frau bringst, wird sich Dein Volk zersplittern, und Du wirst nur noch Häuptling über die Pfosten am Ratsplatz sein.“ Und das Volk schrie: „Wir wollen Seretse, aber nicht sein weißes Weib!“ Dabei stellten sie ihm die Wahl, entweder sein weißes Weib zu entlassen oder auf den Thron zu verzichten¹³.

Nach dem Naturrecht und wohl allen bürgerlichen Gesetzbüchern folgt das Kind der *condicio patris*, den Verhältnissen und Rechten des Vaters; in Südafrika aber nicht. In den ersten Zeiten der Siedlung am Kap, als das christliche Bewußtsein und Rechtsauffassung noch etwas stärker waren als im 19. Jahrhundert, hatten die farbigen Kinder eine Sonderstellung. Sie wurden getauft und meistens auch in der christlichen Religion des Landes (Kalvinismus) erzogen. Einige durften sogar mit den weißen Kindern die Schule besuchen. Sie durften nicht als Sklaven verkauft werden und traten zu bestimmter Zeit in die Rechte des Vaters ein. Von 1700 an aber wurde die Sklaverei auch auf die Mischlinge ausgedehnt. Als 1838 die Sklaverei in Südafrika aufgehoben wurde, waren wenigstens 7 Generationen durch die Sklaverei gegangen, und das bei ihren eigenen Vätern und Ahnen. Unter der Freiheit zeigten die Farbigen sich als sehr geschickt und gewandt. Die gotischen Bauten in Kapstadt und Port Elizabeth legen dafür lautes Zeugnis ab. Nach dem Burenkrieg aber verschlechterte sich ihre Lage von Jahr zu Jahr; sie sind meistens völlig verarmt und verwahrlost. In einer Rede zu Kapstadt sagte der anglikanische Bischof Lavis, daß von den Farbigen 3 % bittere Not leiden, 17 % drückend arm sind, 32 % Not leiden,

¹³ „Rand Daily Mail“, 24. 11. 1948.

33 % nicht das zum Leben notwendige haben und daß nur 15 % in erträglichen Verhältnissen leben. Besonders drückend ist die Wohnungsnot. Die Zeitung „The Cape Time“ (26. 7. 1944) brachte folgendes Stimmungsbild: „Schwerer Regen fiel auf die übervölkerten Schuppen aus Blechstücken und alten Rupfensäcken. Im Nu waren viele Hektar Land rund um diese Hütten vom Wasser überströmt. Ein Müllwagen der Stadtverwaltung kam, um einige Löcher auszufüllen. Kaum war der Abfall abgeladen und ausgebreitet, kamen auch schon schlecht gekleidete Frauen und Kinder mit Säcken und Bleheimern, um aus dem Müll noch etwas aufzustöbern. Auch hungrige Hunde und Hühner teilten sich in die Arbeit der Durchsuchung des Abfalls.“ In einer Senatssitzung erklärte Senator I. D. Reinallt: „Die Lage dieses Volkes ist beweinenenswert, sowohl in den Städten als auch auf dem Lande“¹⁴. Man kann von diesen armen Menschen das gleiche sagen wie Jan van Riebeeck, der erste Kommandant am Kap, von den Strandläufern (Beachrangers): „They are possessing nothing but hungry bellies!“ Sie haben nichts als hungrige Hängebäuche. Um nun ein moralische Urteil über Rassenmischung in Südafrika zu fällen, soll bloß die Frage gestellt werden: Kann ein gewissenhafter, ehrbarer Mann seine Kinder diesem Elend ausliefern wollen?

3. Die populärste und heute in Übung befindliche Theorie wird mit dem Wort *Segregation* auf englisch und mit *Apartheid* in afrikaans bezeichnet. Im Gegensatz zur Verweisung der Eingeborenen und Farbigen in eigene Gebiete müssen sie nach diesem Rezept in eigenen Stadtvierteln wohnen. Zweck dieser Theorie ist, vor allem Rassenmischungen zu vermeiden und Reibungen zwischen Weiß und Schwarz so weit wie möglich zu verhindern. Hätte man diese Einrichtung wohlwollend und weitsichtig ausgeführt, hätte sie viel Gutes stiften können, aber das Unheil besteht darin, daß jeder Europäer unter Segregation oder Apartheid etwas anderes verstand. Man trifft die Wirklichkeit wohl am besten, wenn man sagt: unter Segregation versteht man das Bestreben der Europäer des Landes, den Neger dauernd in einer Lage zu halten, in der der schwarze Mann dem Europäer am nützlichsten ist. Über Apartheid sagte Rev. P. J. Viljoen, Vorstand des „Raad van die Kerke“ (des Rates der holländisch reformierten Kirche): „Apartheid besagt, daß das, was man ihnen (den Negern) gegeben hat, wieder genommen werde.“ Dann fuhr der Redner fort: „Die Neger empfinden ganz naturgemäß apartheid als Bedrückung durch die Regierung und besonders durch die Buren. Doch das Bestreben war nicht Bedrückung, sondern Aufbau“¹⁵. Soweit gesetzlich erfaßt trennt Segregation Weiß und Schwarz so weit als möglich im öffentlichen wie im privaten Leben. Schon in der Einleitung zum Grundwet (Verfassung) von 1858 heißt es: „Das Volk anerkennt keine Gleichheit zwischen weißen und farbigen Einwohnern weder in der

¹⁴ The Southern Cross, 26. 7. 44.

¹⁵ „Rand Daily Mail“, 13. 5. 49.

Kirche noch im Staat.“ Daher haben sie getrennte Räume sowohl am Bahnhof als auch im Zug, im Gasthaus und in der Kirche. Doch wird das Gesetz nicht in allen Staaten gleich streng gehandhabt. Die sichtbarste und folgenschwerste Einrichtung der Segregation sind die Malaikamps und Lokationen in den Städten.

Auf die Frage: Was sind Lokationen, lautet eine Antwort: „Eine Sammlung von Tausenden gleicher, gräßlicher Hütten, Rückseite gegen Rückseite, allen Schmuckes bar. Gradlinige Wege, zentimeterhoch mit Staub bedeckt, wo Kinderscharen lärmten und ihren Unterricht fürs Leben bekommen“¹⁶. Die kürzeste Bezeichnung haben wir in dem Worte „slum“ oder Elendsviertel. Über diese Negerviertel schrieb Professor und Senator Brookes schon vor Jahren: „In Johannesburg war das Ergebnis eines Menschenalters die Schaffung von Armutsvierteln, in denen Weiß und Schwarz wie Schweine zusammenhausen. Der Gedanke an diese widerwärtigen Höhlen raubt den Schlaf“¹⁷. Am 31. Mai 1945 erklärte Miss. Rawson, Sekretärin für Kinderwohlfahrt in Kimberley: „Die Lage in den Lokationen ist furchtbar. Da leben die Eingeborenen in selbstgemachten, überfüllten Räuberhöhlen (shacks) zusammen, die sie aus alten Paraffinbehältern und alten Säcken zusammengeflochten haben. Da hocken sie zusammen wie die Ölsardinen, oft bis zu 6 erwachsenen Personen unter derselben Decke, um warm zu sein. Viele von ihnen sterben, bevor wir sie in ein Hospital bringen können“¹⁸.

Die Folgen dieser Verhältnisse faßt man unter 5 D zusammen, nämlich:

Debt	=	Schuldenwirtschaft der Neger
Dice	=	Spielsucht
Drink	=	Trunksucht
Diseases	=	Krankheiten und Seuchen
Delinquency	=	Verbrechertum

Man könnte diesen 5 D noch ein 6. hinzufügen, nämlich

Death	=	frühzeitiger Tod, besonders aber Kindersterblichkeit.
-------	---	---

Mitte Mai 1944 brachte der „Diamond Fields Advertiser“ einen Bericht über die Verhältnisse in den Lokationen der Stadt, der geradezu alarmierend war. Am 22. Mai kam die Zeitung nochmals auf diese Zustände zurück und schrieb: „Wir lenken die öffentliche Aufmerksamkeit nochmals auf Zustände, die erschütternd sind. Damit verbunden ist ein so beweinenwertes Chaos, daß auch beherzte Ärzte davor zurückschrecken. Die Enthüllungen über Tuberkulose in den Lokationen Kimberley's mußten die Öffentlichkeit wie ein Keulenschlag zwischen die beiden Augen getroffen haben . . .“

Nun ist das Interessanteste an der ganzen Segregation die Feststellung: „The segregation failed to segregate!“ Die Trennung vermochte nicht zu trennen, wie Mrs. Ballinger im Parlament sagte. Sie mußte versagen, weil der Europäer den billigen farbigen Arbeiter nicht entbehren wollte und auch nicht konnte. Das ganze Wirtschaftssystem des Landes ist so aufgebaut, daß es am selben

¹⁶ Common Sense, Juli 1944.

¹⁷ The South African Association for Advancement of Science 1924.

¹⁸ „Diamond Fields Advertiser“, 31. 5. 45.

Tage katastrophal zusammenbrechen müßte, an dem man die farbigen Arbeiter aus demselben herausnehmen würde. Nun kann man aber den Arbeiter nicht in die Wüste jagen und zugleich im Haus, auf der Farm, in der Werkstatt, in den Fabriken und bei allen öffentlichen Arbeiten haben. Darum hat schon 1942 der damalige Prime Minister Smuts auf einer Versammlung zu Kapstadt der Segregation die Totenglocke geläutet, indem er ausführte: „Die Furcht vor der schwarzen Rasse (Colour Phobia) war ausschlaggebend in der Gestaltung der Verhältnisse zwischen Schwarz und Weiß. Man suchte diese Furcht loszuwerden durch Segregation, die sich in dem Bestreben zeigte, beide Rassen auf getrennten Gebieten anzusiedeln. Alle diesbezüglichen Bemühungen sind im Statut Book gesammelt. Nun sind wir aber alle entsetzt über die Enttäuschungen, die uns das Ergebnis der Segregation bereitet hat. Unsere tiefe Sehnsucht, daß sich diese Furcht lege, hat sich nicht erfüllt. Die hohen Erwartungen, die wir an die Politik der Trennung knüpften, wurden kläglich enttäuscht. Die Segregation in Südafrika ist ein für allemal erledigt“¹⁹.

Auch in Kreisen der holländisch-reformierten Kirche beginnt es in dieser Frage zu tagen. So sagte der bereits erwähnte Kirchenrat Viljoen: „Die holländisch-reformierte Kirche hat lange Zeit apartheid als ihre Politik betrachtet. Die Bibel begünstigt apartheid nicht; was sie lehrt, ist christliche Vormundschaft.“ Auch Vormundschaft ist von vornherein unmöglich, da man nicht zugleich Vormünder und Nutznießer oder Ausbeuter des Mündels sein kann. Darum versank auch das Wort Vormundschaft bald wieder im tiefsten Schweigen, nur diese verspätete Stimme erinnert nochmals daran. Inzwischen lautet das Schlagwort „apartheid“. Was diese Neues bringen soll, wissen wir noch nicht; man vermutete schon ziemlich allgemein, daß apartheid wieder in den Kühlschrank gelegt werde, aber Minister Jansen erklärte in der letzten Saison im Parlament zu Kapstadt kategorisch: „Apartheid wird kommen; die Regierung wurde auf Grund derselben gewählt, sie hat daher ihr Versprechen auch einzulösen. Apartheid wird kommen, aber zu ihrer Zeit und auf ihre Weise.“

Indessen darf man nicht meinen, die Öffentlichkeit Südafrikas sei gleichgültig gegen die Wunden, die an seinem Volkskörper bluten, nein; man suchte zu heilen; man studierte und probierte, ohne eine Patentlösung zu finden. Besonders Städte wie Johannesburg, Kapstadt und andere haben seit Jahren riesige Summen aus-

¹⁹ The basis of Trusteeship by The RT. Hon. I. C. Smuts, S. 7.

geworfen, um die Wohnungsnot und die Verhältnisse in den Lokationen zu verbessern, aber die Anforderung der dauernd wachsenden Siedlungen der Farbigen gehen über die Leistungsfähigkeit, zumal die Versäumnisse teilweise sehr weit zurückreichen und nicht in wenigen Jahren wieder aufgeholt werden können. Hoffen wir auf den Mann, nach dem schon Ohm Paul Ausschau hielt, der die Fähigkeit besitzt, die noch bestehenden Spannungen auszulösen und eine zufriedene Gemeinschaft zu bilden. Auch die christliche Mission ist an dieser Rassenfrage wesentlich interessiert, denn geordnete natürliche Verhältnisse im Gemeinschaftsleben eines Landes sind eine Vorbedingung für den erfolgreichen Aufbau der übernatürlichen Heilsordnung²⁰.

Der Kampf der Geschlechter im Mythos der Naturvölker

Von Dr. Josef Leo Seifert, Wien

Längst sind die Wogen der Frauenbewegung, die noch um 1900 so hoch gingen, verebht. Nicht zuletzt haben die Notzeiten der beiden Weltkriege der Frau so ziemlich alle Männerberufe, ja sogar den Kriegsdienst eröffnet. Nun beginnt sich schon langsam wieder eine rückläufige Bewegung abzuzeichnen. Die männerähnliche Haar- und Kleidertracht der Frau der Jahre nach 1918 macht wieder einer weiblichen Mode Platz, ein Zeichen, daß auch die Frau allmählich einzusehen beginnt, daß die so stürmisch begehrte Gleichstellung mit dem Mann auch ihr nicht zum Vorteil gereicht, ganz abgesehen davon, daß sie vielfach mit der Zerrüttung der Ehe und Familie und einem moralischen Verfall auch der Frau erkaufte wurde. Die von der französischen Revolution ausgegangene Idee der von jeder Beziehung zu Gott und seiner Weltordnung gelösten Gleichheit aller Menschen hat sich wieder einmal als Irrlicht erwiesen.

Wieder einmal — denn nicht zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit spielte sich dieser Kampf der Geschlechter ab und immer wieder mit dem Ergebnis, daß die Frau auch dort, wo sie (im Mutterrecht) zu führender Rolle gelangte, nicht nur in allen politischen Angelegenheiten vom Manne abhängig blieb, sondern oft genug durch die von ihr heraufbeschworene Reaktion des

²⁰ Vgl. die Leitsätze über Rassen-Mischehen vom kirchlich-missionarischen Standpunkt in MR 1949, Nr. 3, S. 215.